

Die Zeitungs Welt

Nr. 24

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Jig.

(Fortsetzung.)

Der Landwirt Furrer brauchte nur mit der günstigen Veräußerung seines Besitzums zu rechnen. Schon öfter hatte er sich nach einem größeren Bauerngut umgesehen, denn Bauer war er im Grunde seines Wesens, und nicht nur am Gewande trug er den herben Erdgeruch. Nein, er mußte eine Scholle sein eigen nennen, darauf sich ungestört hantieren ließ — nach Bauernart.

Also fort von dieser Pflasterei, weiter ins Land hinein! entschied er bei sich. Er war von diesem Gedanken so mitgenommen, daß er die befohlene Aufmerksamkeit der Kellnerin, die sein Glas immer wieder nachfüllte, kaum bemerkte.

„'n raffiger Tropfen, Sakrament, Sakrament!“

Da setzte sich Maag wieder zu ihm.

„Die Verträge sind schon unter der Feder, Herr Furrer. Braucht nur noch Ja und Amen zu sagen. Was mich betrifft“ — das sagte er gähnend, überdreißig — „ich geh' um keinen Heller höher. Kurz und bündig! Das ist so meine Methode. Prost, Papa Furrer. Na, wie steht's?“

Der Bauer schüttelte den Kopf und stredte, während er trank, wie abwehrend eine Hand vor. Maag verhielt sich von der Seite her unbemerkt scharf beobachtend.

„Es ist eben doch nur 'n Fehen, Euer Gütle. Wie groß mag's sein? Ich denk', so bis achtzigtausend Schuh, hä? Oder sind Urkunden da... Vermessungsurkunden?“

Furrer wurde erst verdrießlich, dann waghalsig. Wah, er konnte wohl einige tausend Schuh hinzulügen, um des Spekulanten Kauflust zu fiheln! „Deswegen wird das Land weder größer noch kleiner!“ beschwichtigte er stillhin seine Bedenken. Die Käufer hatten auch ihre Kniffe.

So erklärte er mit tunlichster Frechheit: „Natürlich sind da. Au die hundert — oder was sag' ich — hundertzwanzigtausend Schuh sind's, wohlverstanden! Und unter „Siebzig“ tu' ich's nicht. Gott straf' mich!“

Auf und ab schreitend verlor sich der Spekulant in Berechnungen. Er war sicher, daß der Bauer übertrieb. Mit Vorsatz natürlich. Das Grundstück maß höchstens neunzigtausend Schuh, wie er wußte. Aber der Bauer besaß noch zwei Stück Nebland, die er hartnäckig vom Verkauf ausschloß, und Maag überlegte bereits, wie er es anstellen sollte, die bäuerliche List zu übertrumpfen. Laut bemerkte er: „Ja, von Siebzig

kaun keinesfalls die Rede sein! Aber wenn es sich so verhält mit dem Maß, wie Sie sagen...“

„Für ganz bestimmt kann ich das nicht versprechen!“ wollte der andere einwenden, er brachte jedoch kein Wort hervor, obwohl Maag eine längere Pause machte.

„Ihr wißt, Herr Furrer, wenn der Maag zweihundsechzig sagt, so ist das Wort gesprochen. Seit gilt's, morgen könnt's mich wieder gereuen.“

Da erschien Martin, der vorhin bei Maags beleidigenden Scherzen die Wirtschaft verlassen hatte, auf der Kontorschwelle.

Ein Vertreter des Stadtrats sei da, um wegen des Ankaufes eines Banplatzes zu beraten, meldete der Sekretarius. „Der Herr möchte aber nicht in der Wirtschaft unterhandeln!“ fügte er hinzu, wohl wissend, welchen Schlag er damit dem verhassten, dünnhakenhaften Patron versetzte.

Daß ihn die Notabilitäten der Stadt behandeln wie ein unvermeidliches Uebel, mit einer offenkundigen Geringschätzung, das verursachte dem Spekulanten manche gallige Stunde.

„Wie? Was? Hier dein gibt der Zichelwirt Audienz!“ brannte er auf. „Nicht in der Wirtschaft? Ist sie dem hohen Herrn zu schlecht, hä? Dann ist mir meine Zeit zu teuer! Sagen Sie ihm das! Wer geschäften will mit 'm Maag, der hat sich nach mir zu richten. Ich mach' da keine Neberenzen!“

Der Herr Rat mußte mittlerweile das Kontor verlassen haben. Man hörte eine Tür ins Schloß fallen.

Martin bemühte sich auch gar nicht, des Auftrags ledig zu werden. Aber wie schon oft, wurde er auch jetzt wieder von einer flammenden Empörung gerüttelt vor der brutalen, gewalttätigen Natur seines Herrn, der sich die Macht auf allen krummen Wegen erschlichen hatte und seines Reichthums doch keine Minute froh wurde. Dem Jüngling war es unbegreiflich, wie ein Mensch dermaßen den Sinn für die Anwendung des Erworbenen verlieren und gleichsam das Treibrad der niedrigsten Instinkte werden konnte. Da wühlte, hamsterte, schaufelte er immerzu, der Haufe wurde immer größer und flackelte doch nur die Begierde, noch mehr zu gewinnen.

Und welch ein mühseliges Leben der Mann führte! Morgens in aller Frühe war er auf dem Posten, wurden die Zeitungen durchstöbert,

die Agenten auf Kundschaft geschickt, die Rivalen belauert. Handelslustige erschienen, zu deren Ueberlistung alle Kräfte eingesetzt werden mußten. Und jeden Schritt begleitete ein entnervendes, aufreibendes Schwirren von Plänen und Vorsätzen. Welche Gebiete standen in Gefahr der Entwertung? Wo konnte einem der sündige Länderjude zuvorkommen? War's an der Zeit, hier einen Ban aufzustellen, dort einen Kreditbrief zu kündigen, diesen oder jenen Börsencoup zu tun?

Eine Entscheidung über Hunderttausende von Gewinn oder Verlust mochte in der Luft liegen, die Gedanken hypnotisierend: dann fiel der Alte in einen Zustand bleibener Apathie, verschmähte Speise und Trank und hinkte stundenlang sprachlos von einem Sitz zum anderen. Viel dann die Entscheidung ungünstig aus, so löste sich die Spannung in Wut und Raserei auf, die gewöhnlich mit einem wüsten Trinkgelage endigte. Bis tief in die Nacht hinein verfolgten ihn Mißgeschick, Hoffnungen und Pläne. Sein Schlaf mußte dem Schlummer der Fieberkranken gleichen. Oft erhob er sich, wenn alles schlief — von einem wirklichen oder eingebildeten Geräusch getrieben —, um mit dem Revolver bewaffnet, seinen Geldschrank zu visitieren.

So lebte der vielfache Millionär Ulrich Maag, der so schlau war, daß er sozusagen sich selbst — das bessere Selbst — überlistet hatte.

„Die Verträge sind soweit aufgesetzt!“ berichtete Martin widerwillig.

„Tja... an mir fehlt's nicht. Zweihundsechzig sind geboten!“ bedauerte Maag scheinheilig. „Jetzt — was sagen Sie dazu, Herr Link?“

„Um... wenn ich aufrichtig sein soll... Warum wollen Sie sich in der Wipfinger Gegend so stark engagieren?“ meinte der junge Herr, indem er sich setzte und sein Glas ergriff. Aber ein geübtes Ohr konnte den Widerwillen aus der geschraubten Stimme heraushören. „Der Zug richtet sich jetzt mehr nach Altstetten, wie man weiß. Dort ist nun einmal die Bahnhofsanlage projektiert. Wipfinger fällt ab.“

Nachdem Martin diese wohlberechnete Deflamation beendet hatte, stand er wieder auf, voller Scham und Verdruß. Diese Geschäftskniffe waren Torturen für ihn.

Der Bauer schien das Abgefartete des Manövers zu erraten. Er musterte den Schreiber verächtlich und gab nicht undeutlich zu ver-

stehen, daß er den „Herrn Schriftgelehrten“ für einen dummen Grünschnabel ansehe.

Da kehrte sich Martin wütend ab.

„Ich halte das nicht mehr lange aus! Man wird ganz voll von Schmutz und Ekel!“ raunte er Frau Klara zu.

„Kann ich's denn ändern?“ entgegnete sie erregt. Aber ihre Dampfmütze war erschöpft.

„Solche Geschäfte gehören überhaupt nicht ins offene Lokal. Dafür ist doch das Bureau da!“ schalt sie laut genug.

„Das sag' ich auch,“ knurrte Dink, worauf er sich vorahnend aus dem Staub machte.

Der Spekulant hingegen, auf eine so lächerliche Störung nicht gefaßt, überschrie alle: „Nur nicht so frech, Dink, — nicht so grantig, verstanden! Sonst hat die Freundschaft ein End!“

Der junge Herr hatte unterm Protektorat seiner Frau Manieren angenommen. . . hm . . . Spaß beiseit' — da mußte man beizeiten abbrechen. Er trat ingrimmig ans Büfett heran.

„Einstweilen ist der Dink in meinem Dienst, Me. Meinnetwegen schertwenzelt zusammen und macht, was Ihr wollt. Aber das hat Zeit bis nachher, verstanden!“

„Du bist doch ein abscheuliches Subjekt,“ zischte sie bebend, der Gäste halber an sich haltend, zugleich besorgt ausblickend, ob kein Schimpf gehört worden sei. Martin war zum Blick verschwunden. Als sie aber die offen zur Schau getragene Schadenfreude im Gesicht der Kellnerin wahrte, hätte sie aufschreien mögen vor Wut und Schmerz. Schon lange hatte sie sich nicht mehr so zerrissen gefühlt von Demütigungen und vom Haß auf diesen Glenden, der mit lasterhafter Ausdauer und gänzlich verpesteter Seele wie ein leibhaftiger Teufel neben ihr lebte. Nicht nur hatte er sie durch seine schamlose Aufführung gezwungen, ihr Kind in die Fremde zu schicken, damit es wenigstens in seinen empfänglichsten Jahren des Vaters Anblick und Einfluß entzogen blieb; er konnte ja außer seiner Geldgier kein höheres Vergnügen, als sie in den Augen anderer lächerlich zu machen, zu erniedrigen, mit rohen Späßen zu geißeln, so daß sie nichts sehnlicher wünschte, als ihn begraben zu können. An eine mildere Trennungsform dachte sie längst nicht mehr. Maag würde eine solche wohl zu vereiteln gewußt — oder dann sicher durchgeföhrt haben, sie kleinlichen Verhältnissen auszuliefern.

Da wollte sie lieber noch die Schmach ertragen, so gut, so lange es ging. Schon der Tochter zuliebe, der sie gern eine sorgenlose, in Freuden und Unabhängigkeit wurzelnde Zukunft geschaffen hätte. Mit ihres Vaters Reichtum sollte Emmi sich die Achtung der Menschen wieder erzwingen, den Makel austilgen, der an ihrem Namen haftete.

Am runden Tisch waren die Handelsbeziehungen wieder aufgenommen worden.

„Ja, gelt, alter Kacker,“ spottete der Bauer ermuntert, unternehmungslustig, „so schnell bin ich nicht über'n Löffel balbiert. Seh' ich aus wie'n Trottel? Weiß wohl, was ich will. Kunde Siebzig, jawohlja.“

Aber der alte Maag künstelte sich eine allgewaltige Erregung zurecht; sogar über den entsprechenden Blutandrang gebot er.

„Wie? Was? Wißt Ihr Ganner da unten so sicher, daß 's nicht morgen schon kracht auf der ganzen Linie — wie's heilige Donnerwetter? hä? Aha, da staunt man. Da könnt Ihr dann die haarigen Forderungen in den Kamin schreiben und die Mistgabel wieder führen. Jajoo? Fragt doch mal an, ob noch eine Bank zweite Gülden beleihet? Aber wozu sich aufregen? — Mariel!“ rief er dazwischen, „noch eine Klatsche her!“ Und mit verändertem Gebahren, gutmütig, wohlwollend, so, als sei die Sache damit endgültig abgetan, bemerkte er nochmals: „Wozu sich erhitzen, Herr Furrer?

Das sind Dummheiten. Zahlt Euch einer die Siebzig, so zaudert nicht lange. Mir — ich muß sagen wie's ist — mir ist sowieso nicht viel dran gelegen. Gab' jetzt schon mehr Grund und Boden als mir lieb ist. Und gut Freund bleiben wir trotzdem. Darauf wird jetzt noch einer der Hals gebrochen, was?“

Wie war jetzt das wieder zu verstehen? Die bäurische Habsucht machte sich ganz klein. Maag fand bei einem kurzen Seitenblick, daß er halb-gewonnenes Spiel hatte.

Der dicke Bauerschädel, von alkoholischen Nebeln heimgesucht und verwirrt, war nicht mehr widerstandsfähig. Es kam ein fremder Wille hinein. Unruhig rückte der gequälte Mann auf dem Stuhl mher und zupfte an seinem Kragen, ratlos — wie um Hilfe ausschauend. Das Trinken mochte er nicht lassen, und den von irgend einer weinseligen Stimmung Ergriffenen schüttelte plötzlich ein lautes Gelächter. Dann schien ihm doch wieder eine Erleuchtung über den Zweck seiner Anwesenheit zu kommen. Seine schwankenden Gedanken mächtig anstrengend, meinte er in drohlicher Bescheidenheit: „'s soll halt jeder sein Einsehn tun zu der Sach, sag' ich. Somit machen wir halbpant, und teilen den Unterschied von der Differenz.“

Aber der Spekulant machte den guten Mann nicht eitel. Ein Gespött hub er an und behauptete, kann noch das vorige Anerbieten aufrechtzhalten zu können. Es schlug eine Borneswelle in das gekränkte Bauernherz. So hoch es noch ging, schoß Furrer von seinem Sitz auf.

„Nest . . . also, da drauß wird ewig nichts. Bin ich besoffen, hä? Sauf, wer mag. Für so'n Schandbaben. Tu's nicht, — wird nicht bewilligt. Also, ich hab'n Schoß Kinder zu versorgen, jawohlja.“

Dann fiel er wieder haltlos zurück, unverwandt auf einen toten Punkt stierend.

Maag räsonnierte noch eine Weile, malte den Teufel kohlrabenschwarz an die Wand und verfolgte aufmerksam die Wirkung seiner Reden.

Wie eine Mordgeschichte tönte es dem Bauern in die Ohren. Längst hatte er vergessen, daß er nur gekommen war, um den Löwen brüllen zu hören. Die Angst vor dem großen Krach ließ ihn nicht mehr los. Wechselweise trank, lachte und fluchte er und schien so gut wie überwunden.

Auf einmal fuhr Maag auf, mit einer wichtigen Gebärde. „Wissen Sie was?“ sagte er und schüttelte den Bauer am Arm, als hätte er die großherzigsten Absichten von der Welt. „Wissen Sie was? Die heurigen Fruchterträge — alles, Wieswachs, Obst, Wein . . . Nun ja, meinnetwegen doch, damit wir an's Ende kommen . . .“

Sich wie bedauernd im Haar frauend, ließ Maag seinen „Schriftgelehrten“ rufen.

„Herr Dink,“ versetzte er wohlwollend, „schreiben Sie also die Verträge aus. Kaufsumme zweiundsechzigtausend. Dann aber — wohlgemerkt! — setzen Sie hinzu: „Der heurige Fruchtertrag zugunsten des Verkäufers.“ Hinter Furrers Rücken machte der Spekulant seinem Angestellten ein Zeichen und bemerkte schnell, ganz leise: „Und eine halbe Linie offen lassen. Direkt nach dem Kaufpreis; die Maßgarantie kommt noch hinzu, verstanden!“ Martin nahm die Weisung stumm und verbost entgegen. Aber sein Prinzipal tippte ihm vertraulich auf die Schulter: „Keine Dummheiten, guter Freund. Sein Blick soll man nicht so leichtsinnig ver-scherzen.“

Ganz in sich zusammengesunken saß der Bauer da, das Kinn auf die Hände gestützt, vergeblich bemüht, mit sich einig zu werden. Er mußte einem Leid tun in seiner trunkenen Unbeholfenheit. Erst als der Schreiber, zwei Quartbogen in der Hand, ankam und sich an-

erbot, ein Exemplar vorzulesen, fand er sich wieder zurecht.

„Ger damit!“ plägte er los, indem er Martin, den er für einen tüchtigen Kerl hielt, ein Blatt aus der Hand riß.

Indessen prüfte und unterzeichnete Maag das andere Exemplar. Dann hielt er dem Bauer resolut die Feder hin. „Jetzt aber nicht mehr lang gezauert. Entweder — oder,“ mahnte er, auf die Uhr blickend.

Furrer strich sich mit seiner verwetterten Rechte immerzu über die schweißige Stirn, wie um sich Klarheit einzureiben. Die Augen blinkten verdächtig. Sein Gemd war im Brustteil mit Wein begossen.

„Jajaja,“ murerte er unentschlossen, in riesigen Mälen. „Zuerst wird's studiert, das Geschreibsel, holla, sag' ich. Da heißt's aufgepaßt. Ahem.“ Er wies auf eine Stelle im Vertrag. „Also das da, Herr Schreiber, wie ist denn das, hä?“

„Der Nest ist verzinsbar mit vier Prozent. Herr Furrer. Macht im Jahr ungefähr zwei tausend Franken,“ erklärte Martin bereitwillig. Der Bauer erregte sein Mitleid, denn Maag ließ ihm überhaupt keine Zeit zur Besinnung. Zwischen Scherz und Ernst, aber immer wohl erwogen stelen die Gründe und Gegen Gründe, einmal schöne Aussichten eröffnend, dann wieder schreckenerregend; Schlingen einer überlegenen, lähmenden List legten sich um den ungeschulten Verstand, so daß selbst Martin den Druck deutlich zu verspüren meinte, unter dem der Bauer alle Uebersicht und Selbstentscheidung verlieren mußte.

Das war ein Stück der raffinierten Verführungskunst, die diesen Meister Maag zum Erfolg machte. Martin erschauerte vor den scharfen Augen, die jede Regung des Gegners bis ins Innerste verfolgten.

Wäre der Spekulant ein einziges Mal hinausgegangen, so hätte er, Martin, den Trunkenen gewarnt, ihn angsordert, den Handel ein andermal zu beschließen.

So oft der Bauer die Feder ansetzte, so oft schien's ihn auch wieder zu gereuen. Dann wollte er doch lieber noch sein Weib befragen. Aber dafür war der Spekulant nicht zu haben.

„Ach was, die Weiber vom Hals, so lang's Tag ist! Wer wird denn so'n Hasenfuß sein! und lauernd setzte er noch hinzu: „Aber am End' schreiben wir noch die Maßgarantie hinein . . . für . . . sagen wir —“

Da hatte der Bauer schon seinen Namen hingemast. „Nix da,“ protestierte er barsch. „Für so'n Schandbaben . . . tatata . . . ver-garantieren tu ich mich nicht.“ Dann ging wieder eine Lachsalbe von ihm aus. Er suchte wie ein Kind sein Gegenüber an der Nase zu fassen.

„Das ist . . . also der Maubritter . . . der alte . . . Gegen den da sind die Juden alle mit einander bloß nur Waisenknaben. Das sag' ich, der Furrer von Wipfingen.“

Aber seine Augen trübten sich unheimlich. Der Ernst des Augenblicks ging ihm trotz seiner Trunkenheit mächtig auf. Nun hatte er also sein Dabeim verkauft, fiel ihm ein. Das Ganze, in dem er groß geworden, die Scholle, mit der er so lange ehrlich und fleißig gemungen! Voll Entsetzen faßte er das Glas, trank glückselig und verchludete sich im Aufschludzen.

„Alles futsch . . . verfludert . . . Bierzi Jahr ha'u wir da . . .“

Einige der Gäste traten erstaunt hinzu oder steckten die Köpfe zusammen. Ein alter Herr klopfte voll Entrüstung an sein Glas: „Zahlen!“ und entfernte sich mit den Worten: „Also so wird's gemacht! Auf die Art kommt man zu Millionen!“

Auch die Sichelwirtin war aufgestanden. Reich, aber mit einiger Befriedigung im Ton sagte sie: „Ich weiß wohl, daß Dir meine anständigen Gäste nur im Weg sind. Aber so viel

sag' ich Dir: Deine Agenten und solches Pack bewirt' ich nicht. Suche Dir eine andere dafür."

Maag beschwichtigte die Gäste.

„u biste trunkenes Glend. Kommt vor, kommt vor! Die Kerle wissen eben nie, wieviel sie vertragen können . . . fausen wie's liebe Vieh!“

(Fortsetzung folgt.)

Induktionsströme hoher Spannung.

Von Karl Hermann.

(Schluß.)

Zur Untersuchung von sehr hoch gespannten Strömen, die jedoch nur eine kleine Stärke aufweisen, wenden wir zunächst einen, nach dem Ruhmkorffschen Prinzip gebauten, kleinen Apparat an. Bei diesem schiebt man über den Eisenkern in der Primärspule eine Messinghülse, um die an der Induktion besonders beteiligten magnetischen Kräfte im Eisen zu dämpfen. Schon bei den Funken des geriebenen Hartgummi-habes spürt man ein feines Brackeln, erfassen wir dagegen die verlängerten und mit metallnen Sandhaben armierten Enden der sekundären Drahtwicklung, so merken wir unter jedem Stromstoß starke Erschütterungen in unseren Gliedmaßen. Die Wirkung dieser Elektrifizierung wird um so kräftiger, je mehr man die dämpfende Messinghülse vom Eisenkern abzieht. Dies werden wir aber nicht beliebig steigern können; bei einer bestimmten, von der Natur der betreffenden Person abhängigen Höhe müssen wir den Apparat stilllegen, weil unsere Nerven zu starke Ströme nicht aushalten; es können sich bei Uebertreibungen Uebelkeit, Bewußtlosigkeit, Nönnungen einstellen; schwachen Strömen schreibt man hingegen einen kräftigenden Einfluß zu.

Für große Leistungen bedient man sich anderer, der eigentlichen Ruhmkorffapparate, die sowohl möglichst hohe Spannungen wie auch recht rasch aufeinander folgende Stromimpulse liefern. Zu diesem Zweck erfand man außer dem Rees'schen Hammer noch andere Unterbrecher, die schneller arbeiten. Weiter nahm man eine wichtige elektrische Erscheinung zu Hilfe, das zeitweilige Sichenbleiben elektrischer Energie in isolierten Metallen. In einem Kasten, auf dessen Deckel die Drahtrollen ruhen, versteckt man ein Paket von Staniolblättern, die einzeln mittels isolierender Zwischenlagen getrennt und verschieden mit der Stromleitung verbunden sind. Das 1., 3., 5. Blatt, also jedes mit ungerader Zahl, kann als positiv, jedes 2., 4., 6. und 8. Blatt als negativ betrachtet werden. An ein Ende der Primärwicklung hat Kontakt mit einer Gruppe. Dies hat den Zweck, gewisse flörende, von selbst auftretende Ströme aus der primären Spule abzuleiten. Auf diese Art und Weise induziert man heute Ströme von kolossalen Spannungen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß diese Ströme keinen gleichmäßigen Lauf besitzen wie ein Batteriestrom, sie haben keinen festen negativen und positiven Pol. Es sind Wechselströme, in denen die einzelnen Impulse ihre Richtung beständig vertauschen. Der Stromstoß, der durch Öffnen des primären Stromkreises entsteht, fließt in der entgegengesetzten Richtung desjenigen, der sich beim Schließen bildet. So wechseln die Impulse fortgesetzt ihre Richtung. Um die Eigenschaften der hochgespannten Induktionsströme zu zeigen, kann man zunächst recht interessante Funkenexperimente ausführen. Die sekundäre Wicklung endigt in zwei wagerechten Metallspitzen, die man beliebig nähern und entfernen kann, und zwischen denen bei richtigem Stand lebhaft Funken übergehen. Die Länge der Funken richtet sich nach der Größe des Apparats. Man erzielt heute Funken bis zu einem Meter Länge, die ähnlich ein Knatterndes Geräusch verursachen. Welche ungeheuren Spannungen

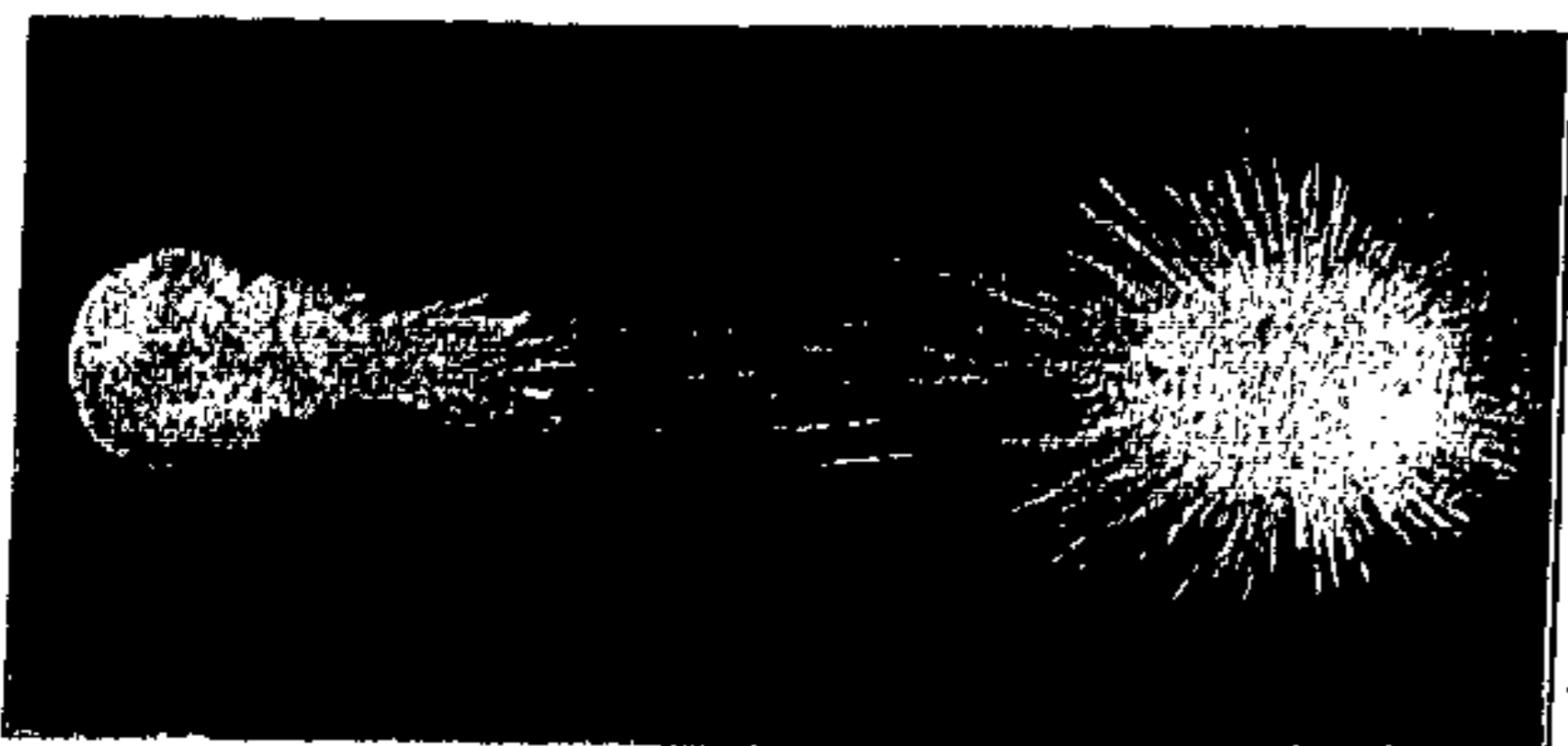
in den Spitzen herrschen mögen, ersieht man daraus, daß zur Erzeugung eines nur zwei Zentimeter langen Funken schon eine Spannung von über 30 000 Volt notwendig ist. Das kommt daher, weil die Luft dem Durchgange der Elektrizität sehr großen Widerstand entgegensetzt. Bei diesen hohen Spannungen ist die Stromstärke natürlich sehr gering, es sind nur tausendstel Ampere, also verschwindend kleine Teile der Einheit. Bessere Funken erzielt man, wenn man auf der einen Seite eine Metallplatte anstatt der Spitze verwendet. Sind die Funken einmal fähig, durch die schlechtleitende Luft überspringen, so vermögen sie auch andere Nichtleiter zu durchdringen. Ein zwei Zentimeter langer Funken durchschlägt eine Glasscheibe von mehr als einem Millimeter Stärke. Derartige Funken gleichen denen der Reibungselektrizität, sie sind von langer, verästelter Gestalt.

Ihren Charakter bedingt, wie wir eben sahen, die hemmende Luft; deshalb werden wir die elektrischen Entladungen verändern, wenn wir das Hindernis entfernen, also die Induktionsströme durch eine Glasröhre leiten, in der die Luft ausgepumpt ist. Das hat man in den Geißler'schen Röhren getan. Dies sind Glasröhren von verschiedener Gestalt, die man an beiden Enden mit Metallhülsen armiert hat, im übrigen sind sie luftdicht verschlossen. Von den Enden ragt je eine Platinspitze in das Rohr. Mit der sekundären Wicklung eines Funkeninduktionsapparates verbunden, würden infolge des meist beträchtlichen Abstandes zwischen den Platinelektroden keine Funken überspringen, solange die Röhre noch mit Luft angefüllt ist. Ist die Luft aber zur Hälfte entfernt, so zeigen die Platinspitzen schon deutliche Strahlenbüschel; bei einem höheren Vakuum, bei dem nur noch der achtzigste Teil der ursprünglichen Luftmenge vorhanden ist, zieht sich ein rötlich-violettes Lichtband durch die Röhre. Hat man die Luft noch weiter ausgepumpt, so daß nur noch ihr dreihundertfünfzigster Teil in der Röhre ist, so strahlt das ganze Glas in einem violett-bläulichen, zitternden Licht, das durch keinerlei Gestaltungen der Röhre gestört wird. Man hat diese Geißler'schen Röhren in kunstvolle Formen gebracht, auch anstatt der Luft sie mit anderen Gasen gefüllt und diese evakuiert, wobei gleichfalls sehr hübsche Effekte erzielt wurden. Benutzen wir eine einfache Röhre, die ein noch höheres Vakuum besitzt, vielleicht nur noch den tausendsten Teil der früheren Luft, dann sehen wir, daß das farbige Leuchten nur in der halben Länge der Röhre erscheint, in der Nähe der einen Platinelektrode; die andere liegt im Finstern. Diese Erscheinung hält sich gleichmäßig, solange unser Induktionsapparat in Tätigkeit ist. Wir müssen daher dafür eine Erklärung in der Art der Elektroden suchen; dabei kommen wir zu dem Schluß, daß die Platinspitze im Finstern die negative Elektrode, die Kathode, sei und die noch leuchtende die positive, die Anode. Nun sind die sekundären Induktionsströme aber doch, wie wir oben erkannten, Wechselströme, die ihre Pole kontinuierlich verändern und an denen es kein bestimmtes Negativ und Positiv gibt. Die Ursache liegt nicht weit. Von den beiden Stromstößen in der Primärspule, dem Öffnungs- und Schließungsimpuls, ist der Öffnungsstoß stets elektrisch wirksamer. Weil die sämtlichen gleichgerichteten Stromstöße, mit anderen Worten alle Öffnungsströme, auch gleichgerichtet sind, entsteht aus diesen eine vorherrschende Reihe von Strömen ein und derselben Richtung, die in der Vakuumröhre den beiden Elektroden eine gewisse überwiegende Polarität erteilen, sodas man auch hier eine bestimmte Kathode und Anode unterscheiden kann. In einem noch höheren Vakuum, wo sich vielleicht nur ganz geringfügige Spuren von Luft in dem Glasgefäß

befinden, bieten sich ganz andere Richterscheinungen unsern Augen dar, ganz verschieden von den vorhergehenden. Diese Experimente stellte zuerst Hittorf an; nach ihm heißen die besonders konstruierten Vakuumgefäße Hittorffsche, auch oft nach einer späteren Verbesserung Crookes'sche Röhren. Diese haben aber nicht die Gestalt der Geißler'schen, sondern sie sind kurz-zylindrisch oder konisch. Die Platinnadel, die vorwiegend negativ elektrisch wird, die Kathode, trägt oftmals eine querstehende Scheibe aus Platinblech am Ende. Durchleitet der Induktionsstrom dieses Gefäß, so bemerken wir nichts von dem prächtigen Leuchten der Geißler'schen Röhre, sondern das der Kathode gegenüberliegende Glas glänzt in einem eigenartigen, gelbgrünen Licht. Die Anode, die sich auf der anderen Seite befindet, ist fast finster. Die Ursache dieser Erscheinung bilden Strahlen, die in gerader Linie von der negativen Elektrode kommen und auf das Glas stoßen. Von dem Wesen dieser „Kathodenstrahlen“ nimmt man an, daß sie geradlinige Flugwege von unendlich feinen Metallteilchen seien, die sich unter der Gewalt der elektrischen Entladungen von der Kathode ablösen und mit der Schnelligkeit des Lichts fortleiten. Dort, wo sie auf das Glas aufprallen, beginnt dieses zu leuchten, oder, wie es die Wissenschaft nennt, zu fluoreszieren. Aber nicht allein Glas fluoresziert unter den Kathodenstrahlen, sondern auch andere Körper außer den reinen Metallen. In den Röhren eingeschlossene Mineralien leuchten je nach ihrem Stoff in verschiedenen Farben, rosa, violett, blau, grün. Doch auch Wärmewirkungen üben diese Strahlen aus. Um dies zu zeigen, hat man seit kurzem Hittorff'sche Röhren angefertigt, in denen die Kathode hohlspiegelartig ausgebildet ist so daß die Strahlen in einem Punkt zusammenfallen. An diesem Brennpunkt steht ein dünnes Platinblech, das allein durch die Kathodenstrahlen zum lebhaften Glühen erhibt wird. Ebenso, wie die Kathode ihre eigentümlichen Strahlen aussendet, gibt auch — wenn auch seltener — die andere Elektrode solche ab.

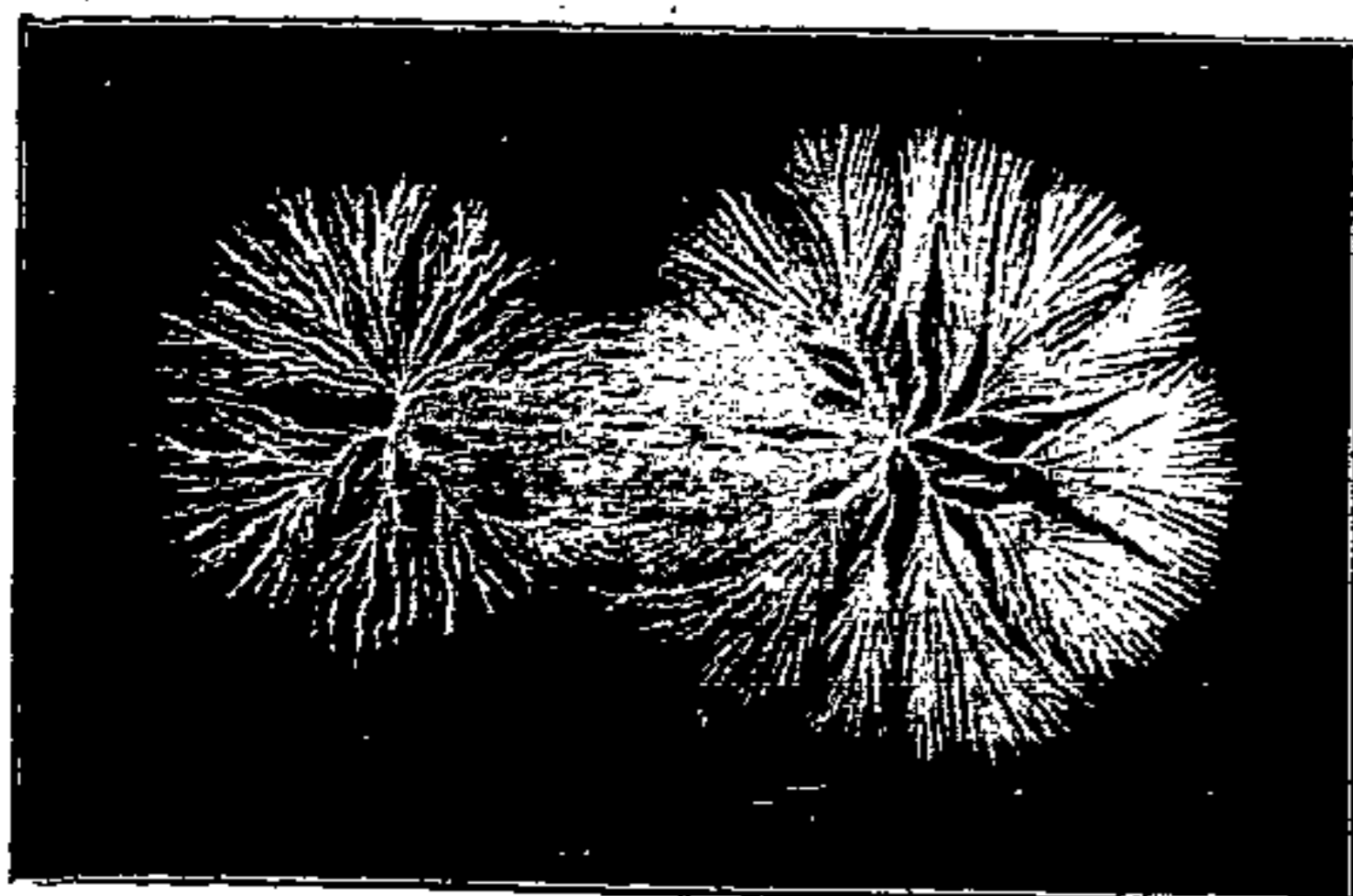
Die Kathodenstrahlen, die die Glaswandung zum Fluoreszieren bringen, gehen indes nicht durch diese nach außen, wohl aber tut dies eine Strahlenart, die bei dem Auftreffen der Kathodenstrahlen entsteht, das sind die von Röntgen entdeckten. Sie durchdringen nicht allein Glas, sondern auch Pappe, Holz, Fleisch usw. Man hat zur Erzeugung der Röntgenstrahlen besondere Hittorff'sche Röhren konstruiert, deren Form an eine Flasche erinnert, denn der zylindrische Teil erweitert sich an dem einen Ende zu einer Glasugel, in der sich außer der Anode noch ein mit ihr verbundenes, schräg gestelltes Platinblech gegenüber der im zylindrischen Teil liegenden Kathode befindet; die Kathodenstrahlen fallen auf das Platin, das als Winkelspiegel fungiert und die so erregten Röntgenstrahlen im rechten Winkel zur Bahn der Kathodenstrahlen zurückwirft. Wie die Kathodenstrahlen an sich unsichtbar, uns aber durch die Fluoreszenz des Glases bemerklich sind, so können wir auch die Röntgenstrahlen selbst nicht sehen, aber sie auf einer chemischen Substanz, dem Bariumplatinoxyd, fluoreszieren lassen. Eine Pappscheibe bedecken wir auf der uns zugekehrten Seite mit diesem gelben Salz und vermischen es, damit es besser haftet, mit einem passenden Bindemittel. Fallen die Röntgenstrahlen von hinten durch die Pappe auf die Salzfläche, so erscheint diese in grünlichem Licht. Wollen wir eine Durchleuchtung vornehmen, so bringen wir den betreffenden Gegenstand zwischen den Fluoreszenzschirm und die Röhre; es erscheint dann in dem grünen Licht ein Schattenbild, wie wir es von den Röntgenphotographien her kennen.

Zu erwähnen bleiben noch die elektrischen Wellenerscheinungen. Um sie zu beobachten,



Elektrische Entladungen zwischen entgegengesetzten Polen.

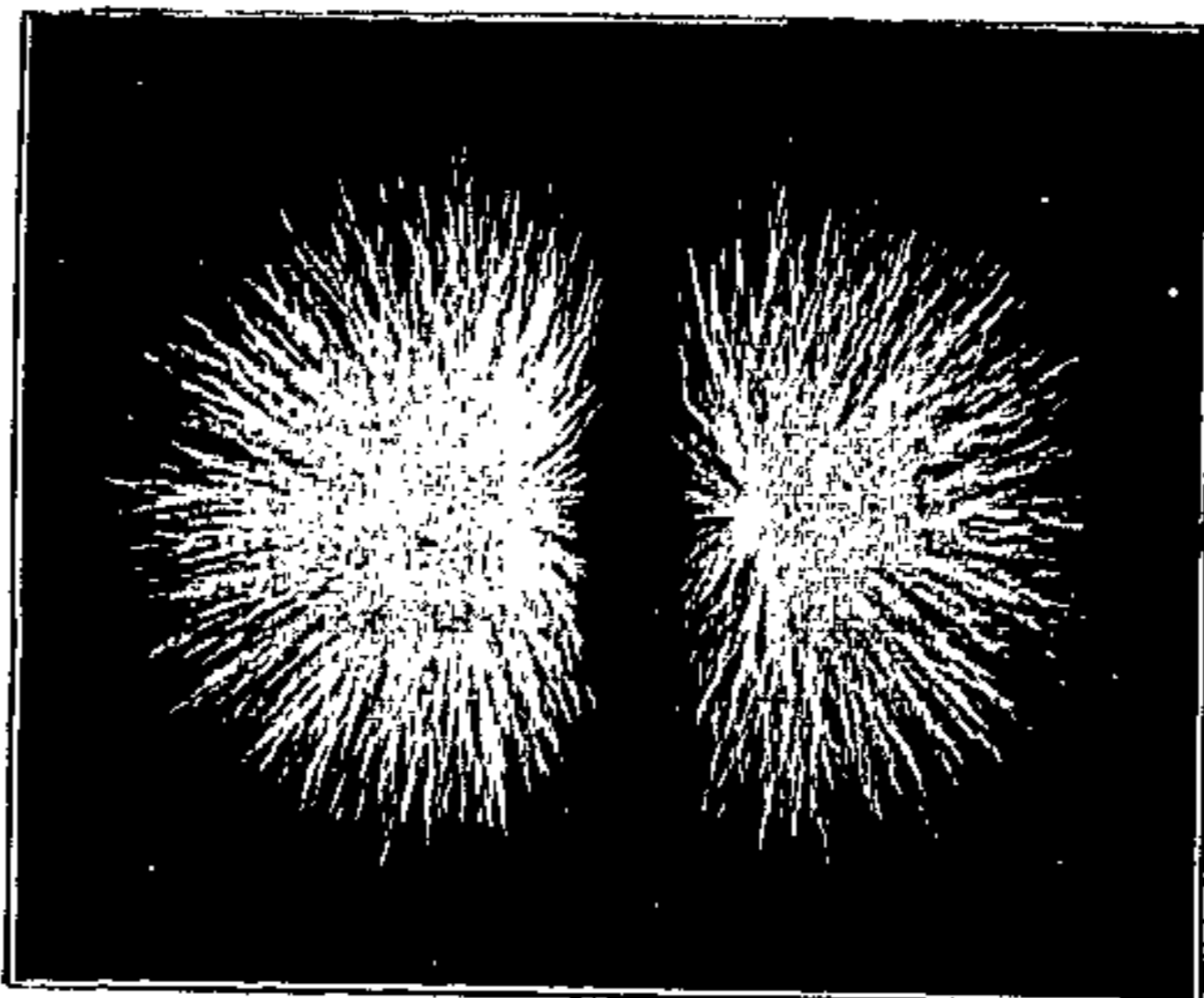
Lassen wir die Enden der sekundären Wicklung des Funkeninduktors nicht in Spitzen, sondern in zwei Metallkugeln auslaufen, die beide auf Glasfüßen ruhen und sich gegenseitig einen Messingstab entgegenhalten, der am Ende wieder einen kleinen, kugelförmigen Knopf trägt. Die geringe Distanz zwischen den beiden Knöpfen gestattet ein Ueberschlagen der Funken. Bevor wir den Apparat in Tätigkeit setzen, elektrifizieren wir erst einmal die beiden Kugeln, die eine mit einem geriebenen Hartgummistab, die andere durch Glas. Zwischen den Knöpfen geht dann bald ein Funken über. Dies ist nun nicht eine einzige Entladung, sondern, was wir als einen einzigen Funken sehen, sind, wie man experimentell nachweisen kann, deren viele, die sehr geschwind aufeinander folgen. Diese „oszillatorischen Entladungen“ spielen sich etwa in folgender Weise ab: die positive Ladung der einen Kugel strömt derart in die andere über, daß diese nicht neutral, sondern wieder positiv elektrisch wird. Genau so verhält sich die negative Ladung der zweiten Kugel, sie tritt in die erste über und damit erfüllen wieder die beiden verschiedenen Ladungen die Kugeln. Ein zweites, gleichgeartetes Ueberfließen findet statt, danach ein drittes, viertes usw., eins immer schwächer als das andere, bis wirklich ein neutraler Zustand hergestellt ist. Ein jeder Uebertritt geht in Form eines Funkens vor sich, deren Gesamtheit uns aber, da das ganze Spiel nur etwa den 70 000. Teil einer Sekunde braucht, als einziger momentaner Funken erscheint. Wir können uns die oszillatorischen Entladungen so vorstellen, als wenn die eine Elektrizität, im Begriff, sich mit der anderen zu vereinigen, über das Ziel hinauseilt, zurückkehrt, wieder ein wenig voreilt und so fort, bis sie den richtigen Zustand erreicht hat. Es ist ähnlich wie das Pendeln des Wassers in einem U-förmig gebogenen Glasrohr, wenn wir dessen einen Schenkel mit dem Finger zudrücken und den anderen bis oben hin mit Wasser füllen. Richten wir den Finger plötzlich, so schaukelt auch das Wasser erst auf und nieder, bis es in beiden Schenkeln ruhig stehen bleibt. Dieselben oszillatorischen Entladungen werden wir in fortdauernder Reihenfolge erhalten, wenn wir die beiden Kugeln an Stelle der Reibungselektrizität mit den einzelnen Stromstößen unseres Induktionsapparates laden. Sowie dieser in Tätigkeit ist, werden die Kugeln durch einen jeden Impuls geladen, und sie entladen sich sogleich wieder in dem Augenblick durch eine Reihe von Oszillationen, wo der Stromstoß weicht, um



Elektrische Entladungen zwischen gleichnamigen Polen.

den folgenden Platz zu machen. Da der Induktionsapparat selbst aber ziemlich geschwind arbeitet, pendelt die Elektrizität in den oszillatorischen Entladungen in einer Sekunde oftmals millionenfach zwischen den Kugeln hin und her. Der Funken einer jeden einzelnen Oszillation zeigt nun die Eigentümlichkeit, bei seinem Ueberfliegen durch die Luft den Äther in Schwingungen zu versetzen, die sich als Wellen fortpflanzen, ebenso wie ein in ein Gewässer fallender Stein dieses erschüttert und in ihm Wellen erregt. Von einer jeden Oszillationsreihe breitet sich daher eine entsprechende Reihe elektrischer Wellen aus. Diese nach ihrem Entdecker als Hertz'sche Wellen bezeichneten Schwingungen des Äthers besitzen die Fähigkeit, bei ihrem Laufe durch den Raum elektrische und magnetische Vorgänge einzuleiten. Treffen sie z. B. an einem entfernt aufgehängenen, an einer Stelle durchschnittenen Drahtring, so induzieren sie darin Ströme, die sich an der Unterbrechungsstelle als Funken verraten.

Die oszillatorischen Entladungen benutzte Tesla zur Erzielung sehr hochgespannter und aus äußerst zahlreichen Impulsen zusammengesetzter Ströme. Dabei verwandte er nicht wie Hertz Metallkugeln, sondern eine oder zwei Leydener Flaschen, das sind Gläser, die innen



Vollständiges Entladungsbild zwischen entgegengesetzten Polen.

und außen mit Staniol belegt sind, während der Rand mit einem isolierenden Firnis überzogen wird. Die innere Metallschicht hat Kontakt mit einem Messingstab, der eine kleine Kugel am oberen Ende trägt; die äußere umspannt ein Metallband. Wird dieses mit dem Knopf verbunden, nachdem man vorher die beiden Belege elektrisch geladen hat, so finden ähnliche oszillatorische Entladungen statt wie bei den Metallkugeln. Tesla leitet nun diese Oszillationen durch einen zweiten Induktionsapparat. Die sekundären Enden des ersten führen beispielsweise in die beiden Belege einer Leydener Flasche, von denen gleichzeitig ein dicker Draht abzweigt nach einer aus einigen Windungen bestehenden Spule. In der Nähe der Leydener Flasche ist dieser Drahtweg unterbrochen und jedes Ende mit einer kleinen Kugel armiert, so daß der Oszillationsfunken hier einsetzt. Um die dicke Spule liegt eine zweite mit mehreren hundert ganz dünnen Windungen, beide zusammen hat man in einen Kasten mit Öl versenkt, um alles sicher zu isolieren. In der Sekundärspule dieses „Teslainduktors“ entsteht nicht bei jedem Stromimpuls des Hauptapparates ein Sekundärstrom, sondern bei jeder einzelnen der ungeheuer zahlreichen Oszillationen. Weil außerdem in der dicken Primärspule des Teslainduktors von der Leydener Flasche her eine beträchtliche Spannung herrscht, besitzt der so induzierte Strom eine äußerst hohe Spannung. Eigenartig sind seine Wirkungen,

sowie auch die der davon herrührenden elektrischen Wellen. Die Enden des Teslainduktors fügte man an zwei weit voneinander abstehende Platten, an denen wegen der Entfernung nichts zu sehen war. Den Zwischenraum mußten aber doch geheimnisvolle Strahlen besetzen, denn hielt man Geißler'sche Röhren fest hinein, leuchteten diese mit einem hellen, vibrationsfreiem Licht. Es ist genugsam bekannt, welche Hoffnungen Tesla auf dieses „drahtlose elektrische Licht“ richtete. Eine andere prächtige Erscheinung ist jenes Lichtband, das sich zwischen zwei parallelen, dicht zusammenstehenden Stäben einstellt und deren Zwischenraum gleichmäßig erfüllt. Die Wärmewirkungen demonstriert man an einem anderen Experiment. Das eine Ende der Drahtwicklung verbindet man mit der Erde; das andere nimmt man in die Hand und nähert sie einem zur Hälfte mit Staniol umkleideten Holzstäbchen. Die Funken entzünden das Holz bald, aber sonderbarerweise spüren wir von elektrischen Schlägen selbst nichts. Rastieren die Teslaströme unseren Körper, so schmerzen die Nerven nicht darauf zu reagieren. Diese sonderbare Tatsache sucht man durch die Annahme zu erklären, die Ströme seien zu rasch, so daß sie keine Zeit finden, in die Gliedmaßen einzudringen. —

✂

Wie die „Neue Welt“ gedruckt wird.

Seit Bestehen der Zeitschrift „Die Neue Welt“ hat dieselbe mancherlei Wandlungen erfahren. Das Blatt erschien zuerst in Göttingen und wurde in Leipzig gedruckt, dann nach Stuttgart verlegt und kam darauf nach Hamburg. Die geringe Abonnentenzahl reichte niemals aus, die erheblichen Herstellungskosten zu decken, die stets ein bedeutendes Defizit hervorriefen, so daß man sich genötigt sah, das Erscheinen des Blattes einzustellen. Im Jahre 1892 erwachte „Die Neue Welt“ indessen zu neuem Leben, indem sie in Hamburg als illustrierte Unterhaltungsbeilage für unsere politischen Zeitungen herausgegeben wurde. Die Auflage betrug damals 112 000 Exemplare, stieg aber von Jahr zu Jahr infolge der Entwicklung unserer politischen Presse und der Ausdehnung der Partei. Bis zum Jahre 1902 wurde das Blatt, das inzwischen eine Auflage von 220 000 Exemplaren erreicht hatte, auf gewöhnlichen Schnellpressen in Hamburg, Berlin, Nürnberg und Bremen gedruckt. — Abgesehen von der Unständlichkeit, die mit der Verschickung der Druckplatten nach den genannten Orten verbunden war, verursachte diese Art der Herstellung des Druckes auch nicht geringe Kosten, die den Gedanken auf eine einfachere Art des Druckes nahelegten. Dieser Gedanke war aber nicht so leicht zu verwirklichen. Rotationsmaschinen für gewöhnlichen Zeitungsdruck, die eine Auflage von 50 000 Exemplaren und mehr in wenigen Stunden bewältigen können, gab es zwar schon seit vielen Jahren, aber der Druck eines illustrierten Blattes unter Verwendung eines harten satinierten Papiers erfordert eine sehr viel größere Sorgfalt als der Druck einer Tageszeitung, deren Papier die Druckfarbe viel schneller aufsaugt, infolgedessen der Druck auch viel leichter trocknet. — Nun gab es allerdings auch schon Rotationsmaschinen speziell für Illustrationsdruck, aber diese genügten doch nicht für die hohe Auflage der „Neuen Welt“, die gleichzeitig auch in zwei Bruch gefalzt die Maschine verlassen sollte. Bei dieser letzteren Anforderung wollte keine der in Betracht kommenden Fabriken Garantie für tadellosen Druck übernehmen; da die Befürchtung nahe lag, daß sich der frische Druck, wenn das Blatt sofort gefalzt wird, verschmiert. Nach längeren Verhandlungen er-

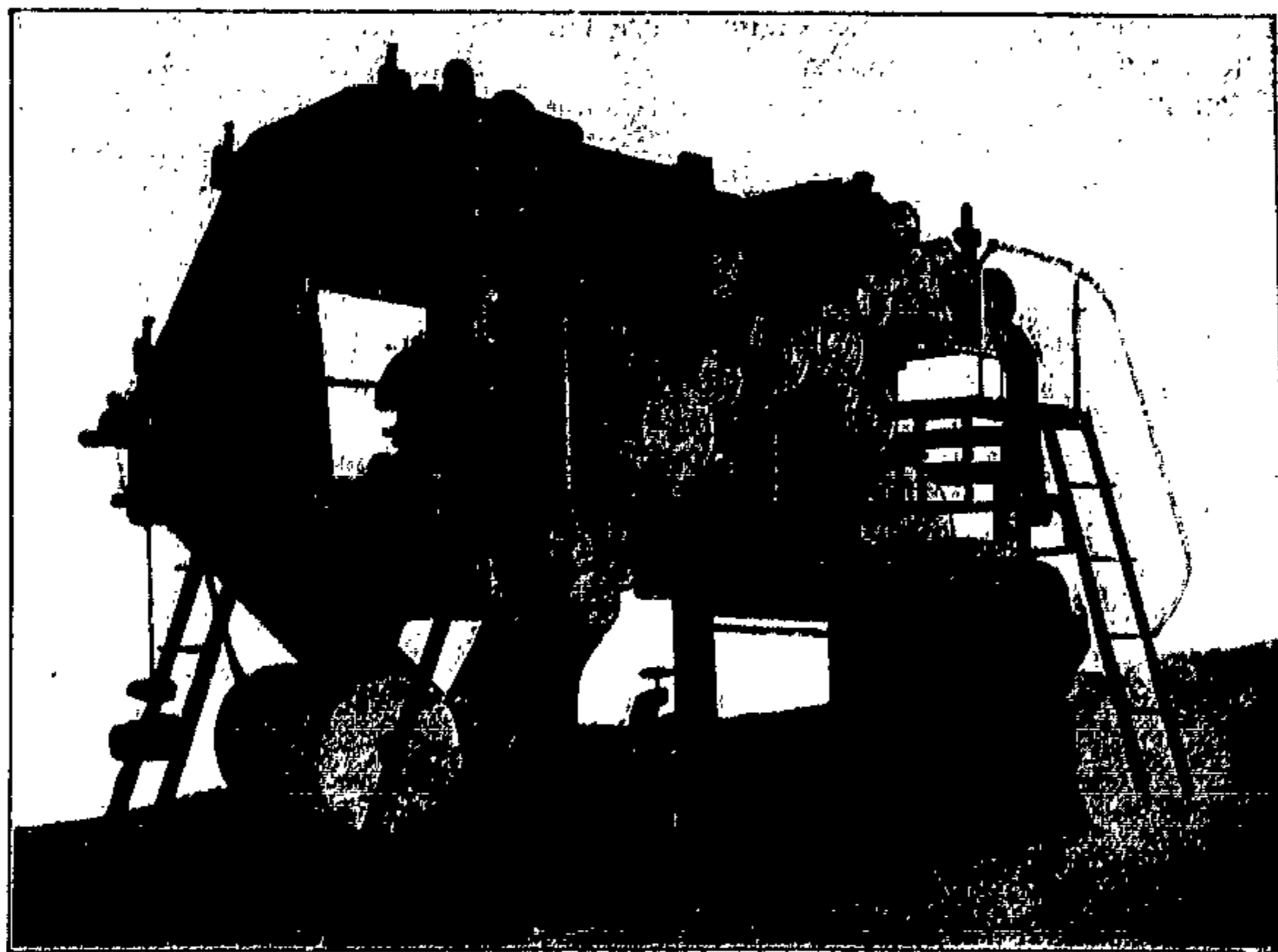
klärte sich jedoch die Maschinenfabrik Augsburg bereit, eine unseren Wünschen entsprechende Maschine zu bauen, die uns im Dezember 1901 betriebsfertig übergeben wurde, so daß wir mit Beginn des Jahrganges 1902 die „Neue Welt“ auf dieser Maschine drucken können, die wir unseren Lesern in nachstehender Abbildung vor Augen führen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, eine eingehende Beschreibung der Maschine zu geben, die dem Laien doch nicht verständlich sein würde, wir wollen nur erwähnen, daß nach Überwindung einiger Schwierigkeiten, die sich anfangs zeigten, die Maschine tadellos funktioniert.

Nunmehr waren wir imstande, die ganze Auflage des Blattes in Hamburg auf dieser Maschine zu drucken und zu falzen, während vordem fünf Schnellpressen allein für den Druck erforderlich waren und das Falzen dann noch besonders besorgt werden mußte. Die Maschine wird von einem zehn-pferdigen Elektro-Motor getrieben.

Die Vorbereitung für den Druck nimmt je nach der Qualität der Bilder 1 bis 1½ Tag in Anspruch, so daß noch 4½ bis 5 Tage für den Druck der Auflage bleiben. Die Maschine liefert täglich rund 50 000 fertig gefalzte Exemplare. — Infolge des stetigen Steigens der Auf-

die halbe Auflage übernimmt, so daß das Blatt wieder an zwei Stellen, in Berlin und Hamburg, gedruckt und von diesen beiden Orten an die Abnehmer verschickt wird. Natürlich mußte die „Vorwärts“-Druckerei zu dem genannten

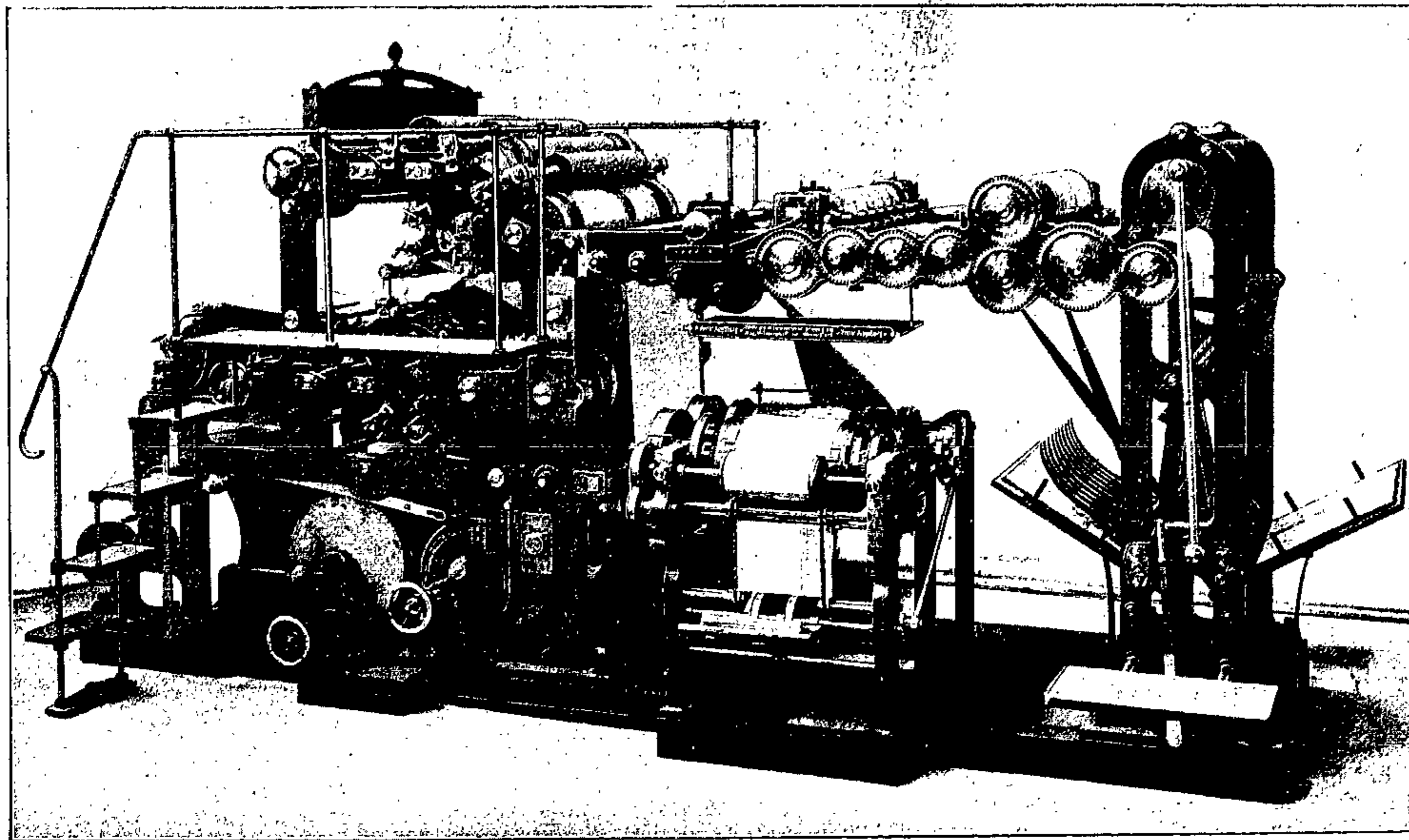


Die Berliner „Neue Welt“-Maschine.

Zweck nun auch eine entsprechende Maschine anschaffen.

Die im Laufe der Jahre an der Illustrations-Rotationsmaschine gemachten Erfahrungen und Verbesserungen legten natürlich den Ge-

Papierformate bis zur Höchstgrenze von 16 „Neue Welt“-Seiten, so z. B. auch Druck und Fertigfalzung der 24 Seiten starken „Freien Stunden“-Hefte, der 16 Seiten starken „Kulturbilder“, Broschüren, Zeitungen usw. Die Vereinfachung der Maschine in bezug auf die sofortige Falzmöglichkeit der gedruckten Bogen gestattet auch eine höhere Leistung der Maschine, die theoretische Leistungsfähigkeit der Plauener Maschine geht bis zur Stundenlieferung von 12 000 Exemplaren „Neue Welt“, 6000 Exemplaren der „Freien Stunden“ usw. — je nach der mehr oder minder großen Druckschwierigkeit der vorkommenden Illustrationen. Der Unterschied in der Stundenleistung ist ferner bedingt durch die Formatverschiedenheit einerseits und die Falzvorrichtung andererseits. Auch der Umfang der Berliner Maschine ist wesentlich geringer als derjenige der Hamburger und der von anderen Maschinenfabriken offerierten Maschinen. Die Berliner Maschine ist 2,95 Meter hoch, 4,50 Meter lang und 2,25 Meter breit; die Maschine war ursprünglich sogar noch kleiner projektiert: 4,3 Meter lang, 2,4 Meter hoch; um aber dem bedienenden Personal das Arbeiten an der Maschine bequemer zu gestalten, wurde dieselbe höher und länger gebaut. Sie wird durch einen 16pferdigen Elektromotor getrieben



Die Hamburger „Neue Welt“-Maschine.

lagen unserer politischen Blätter, stieg nun aber auch die Auflage der „Neuen Welt“, die jetzt reichlich 320 000 Exemplare beträgt. Für eine derartig hohe Auflage, die allwöchentlich pünktlich heraus soll, reichte auch die oben beschriebene Maschine nicht mehr aus und es mußte für weitere Hilfe gesorgt werden, die darin gefunden wurde, daß künftig die „Vorwärts“-Druckerei

danke nahe, diese auch bei Bestellung einer neuen Maschine nutzbar zu machen. Während auf der Hamburger „Neuen Welt“-Maschine nur Arbeiten im gleichen Formate wie die „Neue Welt“, resp. des „Neuen Welt-Kalenders“ gedruckt werden können, gestattet die aus der Bogtländischen Maschinenfabrik in Plauen i. V. stammende Berliner Maschine den Druck aller

und die Auslegung der gedruckten Exemplare erfolgt wie bei Flachdruckmaschinen auf sogenannte Müslegatische.

Die Maschine ist überhaupt die erste ihrer Art und übertrifft die bisher gebauten sowohl durch ihre Einfachheit in der Bauart wie auch durch ihre Vielseitigkeit in der Verwendungsmöglichkeit. —

Freistätten und Asyl im Mittelalter.

Von Alwin Adé.

So hart und grausam auch die mittelalterliche Rechtsbehandlung war, so entbehrte sie doch nicht gewisser milder Regungen und Gebräuche. Eine der segensreichsten Einrichtungen für den mit Recht oder Unrecht Beschuldigten waren die ihm offen stehenden Freistätten und Asyl. Hatte er eine solche erreicht, so konnte er von hier aus in Sicherheit vor den Häschern den ersten Born seiner Begner verdrauchen lassen, sowie alle Maßregeln zur Sühne und Ablösung der Schuld oder zum Beweise seiner Unschuld treffen.

Die Einrichtung solcher Freistätten ist uralt. Zunächst gewährten fast alle religiösen Stätten Verfolgten einen gewissen Schutz und Frieden. Schutz gegen Verfolger und Feinde bot jedoch nicht allein die Kirche. Nach altgermanischer und mittelalterlicher Rechtsauffassung war zunächst ein jedes Haus Freistätte. „Einem jeglichen Bürger sei sein Haus eine Feste, ebenso den Hausgenossen und jedem, der in das Haus flieht oder eintritt,“ heißt es in dem Wiener Stadtrecht von 1221. Bekannt ist ja das englische: „my house is my castle“. Der noch nicht verurteilte Missetäter durfte von keiner Schwelle abgewiesen werden. Selbst den Richter konnte nach dem „Schwabenspiegel“ jeder eine Nacht wissentlich beherbergen „um der hantsekre willen“.

Zu der Freistätte des einzelnen Hauses traten im Laufe der Zeit durch kaiserliche oder fürstliche Privilegien ganze Städte, Dorfschaften und Mittertäte. So verlieh König Wenzel 1319 der Stadt Luzern das Asylrecht. „Luzern mag offene Richter beherbergen und gemeinamen, ohne Nachteil für die Stadt und die Bürgerchaft.“ Es mußte aber dem Kläger, der einen solchen Richter anführt (d. h. mit der Klage), in der Stadt Recht gehalten werden. Von dem gleichen Könige erhielt auch die Stadt Baden (Schweiz) zu derselben Zeit Asylrecht, wie wir Wadeorte überhaupt öfters als Freistätten finden. Im Jahre 1464 wurde der Stadt Chur vom Kaiser folgender Freiheitsbrief ausgestellt: „Die Bürgermeister, die Räte, Bürger und alle ihnen eidpflichtigen Angehörigen sind von allen auswärtigen Gerichten, namentlich Nottweil, frei und bei ihnen giebt, als des Reiches stab, Vogt, Viztum und Stadtkammern Jedem, auch dem Geächteten, den sie aufnehmen, Recht.“

Bei älteren Städten wuchs sich wohl auch der Stadtfrieden im Laufe der Zeit zu einem bedingten Asylrecht aus. So heißt es im ältesten Straßburger Stadtrecht: „wer außerhalb der Stadt etwas verbrochen hat und aus Furcht darüber hineinflieht, sei darin geschützt, keiner lege gewaltsam an ihn hand, doch soll er zum Recht bereit und gehorsam sein.“ — Auch das Soester Stadtrecht von 1120 gewährte selbst dem Räuber das Asylrecht, verlangte aber gleichfalls, daß der Geflüchtete auf die erhobene Anklage antworte. Der Kläger mußte behufs Klageerhebung vorher die Erlaubnis des Soester Rates einholen.

Für die Städte war das Privileg des Asylrechts in politischer und rechtlicher Beziehung ein großer Vorteil. Es schützte sie vor einer Unmenge von Scherereien und vielem Schaden, den die oft unbewußte Aufnahme eines Verfolgten oder Geächteten mit sich brachte. Denn die kaiserlichen Landfrieden bedrohten schwer jeden Beschützer eines Gebannten oder Geächteten. So heißt es in dem Landfrieden von 1235: „hält eine Stadt einen Richter, und ist die Stadt ummauert, der Landrichter, in dessen Gebiet sie liegt, soll diese niederbrechen und denjenigen, der den Richter hält, richten wie über einen Richter und sein Haus niederwerfen, ist die

Stadt ungemauert, soll sie der Richter niederbrennen und darf ihm niemand wehren.“ —

Auf Ding- und Fronhöfen ruhte das Asylrecht häufig. Das Weistum von Grussenheim, 1320, sagt: „was ein man hat getan uswendig des hofes, kumet er in den hof, er sol friden han und sol im niemant nachvolgen in libeles wise in den hof“ — desgleichen das Weistum des Dinghofes Hudaun zu Scherweiler „welcher darin flucht, der sol fride haben.“ —

Ebenso gewährten einzelne Burgen und Mittertäte volles oder bedingtes Freiungsrecht. In Dortmund besaß der Grafenhof, ursprünglich Wohnsitz des kaiserlichen Reichsvogtes, Asylrecht und kein Gericht, vor allen Dingen kein städtisches, durfte dahin folgen. Die gleichen Rechte besaß die Burg zu Bülrich, ebenfalls Sitz des kaiserlichen Reichsvogtes. Als die Reichsvogteien längst abgelöst waren, blieb doch das Asylrecht an den ehemaligen Stätten haften. Im Jahre 1555 erhielt das Geschlecht der Wöcklin von Wöcklinsau vom Kaiser Karl V. das Privileg, Richter und selbst Oberrichter aufzunehmen und zu hausen. Die fränkischen Herren von Kiened besaßen ein ähnliches Privileg, doch war dieses weit älter, denn es wird schon in einem Weistum von 1380 erwähnt. Manchmal ist das schützende Asylrecht nur unter erschwerten Bedingungen zu erlangen. So bei den Herren von Stoizendorf in Niederösterreich. Hier muß der Flüchtling vor dem Häscher ungeschädigt den Tisch der Burgherren erreichen. Wird er vorher gefangen, so ist er verloren. Die Stelle des merkwürdigen Weistums lautet: „ob einer in das geschloß flüchtig wird, es wär um erbar oder unerbar sachen, so kann ihm der richter nachteilen bis vor des herren tisch, ohne dessen einrede und widerspruch. Also ist es von alters herkommen.“ —

Neben diesen bisher genannten Freistätten findet sich das Asylrecht noch an den verschiedensten anderen Orten. Es waren die Häuser der Richter und Schöffen im allgemeinen Freistätten, z. B. in St. Matthias zu Trier und zu Bischheim, ebenso die außerhalb der Stadt liegenden Wohnungen der Henker und Gerichtsfronen. In vielen Städten genossen die öffentlichen Frauenhäuser das Asylrecht, z. B. in Ulm und Augsburg. Obwohl Spiel- und Wirtschaftshäuser in den meisten Fällen niemals Schutz gewähren, da sie jedermann, also auch dem Verfolger jederzeit offen stehen, finden sich auch bei solchen Ausnahmen. Das hintere Stübchen des Wirtschaftshauses „Zur Gans“ in Altstetten (Zürich) hatte z. B. Freiungsrecht. Ebenso finden sich Mühlen, die sogenannten Bannmühlen, häufig mit einem solchen ausgestattet. Auch Wasserstraßen und Kanäle waren gesiebt. So heißt es von dem elßässischen Schiffsgraben bei Straßburg: „von dem Radhof bis in die Ill, so weit als der schiffsmann seine Stude in das wasser setzt, soll niemanden Leib und Gut verurteilt werden.“ —

Der Schutz, den ein Flüchtling in der Freistätte fand, war ein verschiedener. Manche dieser Asyl gewährten jedem Schutzsuchenden, selbst dem größten Verbrecher, Aufnahme und Schirm. Erwähnt waren schon der Burgherr von Stoizendorf „um erbar oder unerbar sachen“ und die Stadt Soest. Auch Dinghöfe bieten unbedingtes Asyl. So das Weistum von Döfischheim: „was auch immer jemand für eine missetat verbräche und in diesen dinghof flüchtete, der soll darinnen fride haben und soll ihm auch niemand nachfolgen in den hof, mit oder ohne gericht.“ —

Die große Mehrzahl der Schutzstätten schloß jedoch die Verüber gewisser Verbrechen und Vergehen von dem gewährten Schutze aus. Selbst die Kirche. Denn seit den Tagen des Papstes Innocenz III. versagte die Kirche Straßenräubern, Feldverwüster, Mördern,

Majestätsbeleidigern und in das kirchliche Asylrecht. Darum heißt es in der St. Galler Klosterordnung: „so einer in das Kloster flucht in die freiheit, ist sein handel der freiheit fähig, so läßt man ihn deren genießen, ist sein sach aber zubiel böß, unredlich und malefizisch, so ist ihn der Abt schuldig auf der stadt Anfordern hinauszugeben.“

Nur ehrbare Sachen, z. B. Schulden, Verleumdungen und vor allem der sehr häufige Totschlag gewähren das Asylrecht. Doch wird auch beim Totschlag noch ein Unterschied gemacht. So heißt es in dem Bündnis des Grauen, des Behn- und des Gotteshausbundes in Graubünden 1471: „um unredlichen Totschlag ist nirgends freyung (jus asyli), mit redlichem, (zufälligen) nicht mörderischem wird es nach des Gerichts Gewohnheit gehalten.“

„Um redlich vrsach“ ist Grundbedingung des Schutzes. In dem Asylrecht des alten Turmes More zu Margau bestimmen 1373 Albrecht und Leopold von Margau als deren Landgrafen: „tuen kund um den turm und das haus genannt More, umgeben mit Ringmauern und Graben in unserer Stadt Margau, daß wir kundlich und unterwiesen sind, solche freiheit und rechte von altersher gehabt hal, daß man niemanden darin verbieten noch jemandem, der von erbar sachen darinn entkommen, daraus ziehen noch freventlich nachfolgen solle“. Die Mehrzahl der ländlichen Ding- und Fronhöfe handeln nach gleichen Grundätzen. Erschöpfend regelt deren Aufnahmebedingungen das Weistum von Grimmenstein: „item so vermelt ich den Herren zu Grimmenstein ein gesürfte freiheit, als weit als ihr grund weret, wo einer kün und hett gehandelt um ehrbar sach und hette einen bracht vom leben zum tode, so mag er die freyheit erlangen. Item kün aber einer auf die freyheit als ein schädlicher mann, es wäre ein mörder, ein brenner oder räuber, ein dieb oder einer der frauen oder jungfrauen wolte schaden an ihren ehren, der hat kein freyheit.“

(Schluß folgt.)

In die Berge.

In die Berge,
Auf die Höhen
Wandre früh im Morgengraun;
An dem Gießbach,
In den Seen
Wirft du Wunder viel erschau.

Auf der Alpen
Blumige Matten
Steige zu dem Licht empor;
Aus dem Tale
fliehn die Schatten,
Und dich fliehet der Sorgen Chor.

Lasse unten
Alle Bürden,
Klimme aufwärts ohne Halt;
Wirf auch von dir
Amt und Würden,
Wandle frei von Zwang und Last.

Stehst du oben,
Hoch in Lüften,
Unter dir das tiefe Tal,
Glaubst entronnen
Dich den Grüften
Und gefeit vor künftiger Qual.

fühlest groß dich,
frei und heiter,
Stark zu neuem Werk und Streit,
Steigst zum Tale,
Pilgerst weiter,
Vorwärts, tätig durch die Zeit.

Robert Seidel.

Die Kehrseite der Medaille.

Von Arthur Bernède. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Herr Barissier ist soeben mit zwei Stimmen Majorität als Vertreter des 26. Arrondissements in den Gemeinderat gewählt worden. Zwei Stimmen Majorität — das ist nicht gerade imposant, aber schließlich ist Barissier doch gewählt, und das ist und bleibt ja die Hauptsache.

Die Wahlkampagne hat lange gedauert und ist überaus anstrengend und kostspielig gewesen. In drei Monaten hat der Kandidat 421 Reden gehalten, etliche Tonnen voll der verschiedenartigsten Getränke leeren, eine unzählige Menge von Händen delikaten und einigen tausend Renten das Paradies auf Erden versprechen müssen. Kurz, der Unglückliche ist total erschöpft.

* * *

Nach Verkündung des Wahlergebnisses will Barissier nach Hause gehen, aber seine Freunde halten ihn mit sanfter Gewalt nach dem Hauptquartier des Wahlkomitees, wo er eine Menge Reden anhören, ebenso viel halten und unzählige Gläser Champagner leeren muß. Kurz, der neugebackene Stadtvater kehrt erst um drei Uhr morgens in einem bejammernswerten Zustand nach Hause zurück und befiehlt seiner Frau, ihn unter keinen Umständen vor 10 Uhr zu wecken.

Über schon von 8 Uhr an beginnt die Korridorglocke ohne Unterlaß zu schellen, so daß Madame Barissier sich genötigt sieht, dem Befehl ihres Herrn und Gebieters zuwider zu handeln.

Madame Barissier (ins Schlafzimmer tretend): „Viktor! . . . Viktor! . . .“

Barissier (noch halb im Schlaf): „Lass' mich in Ruhe!“

Madame Barissier: „Aber Liebster, Du mußt aufstehen!“

Barissier: „Aufstehen? Ich habe einen Kopfschmerz . . .!“

Madame Barissier: „Aber ich weiß nicht mehr, wo ich sie lassen soll!“

Barissier: „Wen denn?“

Madame Barissier: „Deine Wähler.“

Barissier: „Schon?“

Madame Barissier: „Ja. Sie sitzen im Salon, im Speisezimmer, im Korridor, überall!“

Barissier: „Ekelhaft! . . . Uebrigens jetzt, nachdem ich für vier Jahre gewählt bin, brauche ich mich nicht mehr zu genieren. Ich stehe nicht auf!“

Madame Barissier: „Ja, aber . . . Es würde doch einen sehr schlechten Eindruck machen, wenn Du sie nicht empfängst . . . Heute wenigstens!“

Barissier: „Na meinetwegen!“ (Er steht auf, kleidet sich brummend an und geht in sein Arbeitszimmer.)

Der Empfang der Bittsteller beginnt. Den Reigen eröffnet Herr Patoche, Vorsitzender des Wahlkomitees, das die Kandidatur Barissiers proklamiert hat.

Patoche: „Mein lieber Freund, ich lege ganz besonderen Wert darauf, heute morgen schon zu so früher Stunde Ihnen meine herzlichsten, aufrichtigsten Glückwünsche darzubringen . . .“

Barissier: „Sehr liebenswürdig!“

Patoche: . . . und Ihnen gleichzeitig diese kleine Rechnung für noch nicht bezahlte Wahlkosten zu überreichen.“

Barissier: „Aber ich glaubte, alles sei bezahlt?“

Patoche: „Allerdings. Nur der Champagner, den wir gestern Abend Ihnen zu Ehren . . .“

Barissier: „Wie? Den muß ich bezahlen?“

Patoche: „Das ist so Usus. Es macht

174 Frank 25 Centimes . . . Dann müssen Sie den Radfahrern, die die einzelnen Wahlergebnisse überbracht haben, eine kleine Gratifikation geben. Es waren ihrer dreißig; jeder zu fünf Frank, das macht 150 Frank. Doch gewiß nur eine Kleinigkeit. . . .“

Barissier: „Aber das ist doch hoffentlich alles?“

Patoche: „Noch nicht . . . Ich habe — natürlich nur im Interesse Ihrer Wahl! — gestern etliche Kamelots engagiert und sie vor dem Rathaus und der Wohnung Ihres Gegners „Es lebe Barissier!“ schreiben lassen . . . Eine Kleinigkeit! 65 Frank! . . . Jetzt zu etwas anderem, mein lieber Freund! Sie erklärten mir gestern Abend: „Bürger Patoche, Ihnen verdanke ich meine Wahl. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen dafür ewig dankbar sein werde! Nun, Sie werden sich gewiß freuen, daß ich Ihnen schon heute Gelegenheit biete, Ihre Dankbarkeit zu beweisen. Ich befinde mich momentan in Geldverlegenheit und möchte Sie bitten, diese drei Wechsel über je 500 Frank zu girieren. Dank Ihrer Unterschrift, die ja einem jeden gut ist, wird es mir ein Leichtes sein, sie zu diskontieren.“

Barissier (mit der Miene eines Menschen, dem etliche Zähne gezogen werden sollen): „Mit dem größten Vergnügen!“

Nach Patoche kommen Bettelverteiler, die ein kleines Trinkgeld heischen, Drucker, Wahlmacher und das ganze Heer der unbekanntem Wähler, die alle ihren Anteil am Kuchen haben wollen.

Ein Mann mit einer Galgenphysiognomie (der seinen Namen nicht hat nennen wollen): „Bürger!“

Barissier (erschreckt durch den barschen Ton des Besuchers): „Bürger!“

Der Unbekannte: „Die Situation ist ernst! Sie ist mehr als ernst!“

Barissier: „Glauben Sie?“

Der Unbekannte: „Die politische Lage erfordert schnelle, energische Entschlüsse!“

Barissier: „In der Tat!“

Der Unbekannte: „Ich bin ein alter Republikaner. Bis zum heutigen Tage habe ich noch niemals gewählt. Ich sagte mir, alle Kandidaten sind Schwindler. Der Zufall führte mich in eine Versammlung, in der Sie sprachen. Sie haben mir die Augen geöffnet. Sie sind der einzige ehrliche Kerl, dem ich in der Politik bisher begegnet bin, jawohl! Ich sagte mir, daß ein Mann wie ich, nicht das Recht hat, angesichts der verwickelten politischen Lage, sich der Wahl zu enthalten, und ich habe für Sie gestimmt!“

Barissier: „Ich danke Ihnen!“

Der Unbekannte: „Kleinen Dank! Ich tat nur meine Pflicht! Allein . . . es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir 100 Sous pumpen würden!“

Der Empfang dauert fort. Drei Stunden später ist noch kein Ende abzusehen, und Herr Barissier berechnet mit Schrecken, daß dieser eine einzige Vormittag ihn mindestens 1500 Frank kostet, ungerne die übrigen, noch nicht bezahlten Wahlkosten . . . Und immer noch kommen Leute.

Madame Desprichers: „Mein Herr, ich bitte sehr um Verzeihung, wenn ich störe . . . Ich bin in diesem Arrondissement Präsidentin der „Liga der revoltierenden Frauen.“

Barissier: „Revoltierende Frauen?“

Madame Desprichers: „Jawohl, mein Herr! Wir revoltieren! Wir wollen das Joch der ehe-lichen Tyrannei abschütteln, uns befreien von

der Herrschaft des Mannes, den Mann an den ihm gebührenden Platz, das heißt an die zweite Stelle verweisen.“

Barissier: „Donnerwetter!“

Madame Desprichers: „Und ich komme mit der Bitte zu Ihnen, hochverehrter Herr, das Ehrenpräsidium unserer Liga für dieses Arrondissement anzunehmen.“

Barissier: „Aber Madame, damit würde ich mir ja alle meine Wähler zu erbitterten Feinden machen?“

Madame Desprichers: „Warum denn? Wer veranlaßt die Männer zur Wahl? Einzig und allein doch nur wir Frauen!“

Barissier: „Gewiß! Aber . . .“

Madame Desprichers: „Wenn Sie das Ehrenpräsidium nicht annehmen wollen, gestatten Sie wenigstens, daß ich Sie als immerwährendes Mitglied eintrage!“

Barissier: „Wenn Sie durchaus wollen!“

Madame Desprichers: „Macht 100 Frank! . . . Außerdem 30 Frank Jahresbeitrag.“

Barissier: „Das ist teuer.“

Madame Desprichers: „O! mein Herr . . . ein solches Wort aus dem Munde eines Mannes wie Sie! . . . Glauben Sie mir, die Unterstützung durch unsere Liga kann Ihnen außerordentlich nützlich sein, während Sie, wenn Sie uns gegen sich haben, ganz gewiß niemals wieder gewählt werden!“

Barissier: „Na meinetwegen! Schreiben Sie mich ein!“

Nachdem Madame Desprichers schließlich gegangen ist, erscheint ein armer Verwandter von Herrn Barissier.

Der Verwandte: „Lieber Vetter, Sie kennen meine traurige Lage. Frau und drei Kinder, dabei seit sechs Monaten keine Stellung. Sie müssen mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich Sie niemals belästigt habe. Niemals, sage ich . . .“

Barissier (der das weitere ahnt): „Das habe ich ja noch gar nicht behauptet!“

Der Verwandte: „Abgesehen von einigen Louisdors, um die ich Sie von Zeit zu Zeit gebeten habe, werden Sie mir zugeben, daß ich stets die Diskretion in Person gewesen bin. Aber jetzt, da Sie Stadtverordneter geworden sind, darf ich Sie wohl, ohne unbescheiden zu sein, bitten, mir recht bald eine Stelle, eine hübsche, einträgliche Stelle zu verschaffen, das wird Ihnen ja ein Leichtes sein . . . Ich würde am liebsten bei der Steuer oder bei der Polizei eintreten. Auch gegen die Feuerwehr hätte ich nichts einzuwenden. Uebrigens im Notfall können Sie ja für mich extra ein Amt schaffen lassen. Was denken Sie z. B. von einem „Inspektor der Inspektoren der Stadt Paris?“ Oder von einem „Wasserkontrollleur der Wasserwerke von Montfoucais?“

In diesem Augenblick bringt man Herrn Barissier eine Depesche. Er öffnet sie, liest und erleicht.

Der Verwandte: „Was gibt's?“

Barissier (fassunglos): „Ich . . . ich . . . ich bin nicht gewählt!“

Der Verwandte: „Aber die zwei Stimmen Majorität?“

Barissier: „Ein Irrtum. Sie gehören meinem Gegner.“

Der Verwandte: „Teurer Vetter, glauben Sie mir, ich . . .“

Barissier: „Ach! scheeren Sie sich zum Fenster! . . . Und wenn Sie sich noch einmal unterstehen, zu mir zu kommen, lasse ich Sie durch den Portier hinauswerfen. Das merken Sie sich!“ —

Das Wildfangsrecht. Die mittelalterliche Klassen- und Staatsgliederung war sowohl in politischer wie in rechtlicher Beziehung auf das allerengste mit dem kleinlichsten Schollenbegriffe verbunden. Jeder, der nicht in dem engeren oder weiteren Kreise des Hofes, des Dorfes, der Mark oder einer Stadt geboren war, galt dem Eingewessenen als Fremder. Selbst der aus der gleichen Herrschaft, dem gleichen Gau oder Lande Zugehende blieb ein solcher. Als Fremder war er mit Ausnahme der unter Königschutz stehenden Kaufleute und Pilger den Ortsingewessenen gegenüber in rechtlicher wie wirtschaftlicher Beziehung jederzeit im Nachtheile. Sowohl das Stadtrecht wie das Hofrecht nahmen sich nur widerwillig und nur unter Bewährung eines sehr beschränkten Schutzes eines solchen an. Der Fremde durfte z. B. gegen Stadt- oder Gaugenosse nicht als Zeuge auftreten. Kam ein Ortsingewessener mit einem Fremden in Streit, so konnte der Fremde von den ihren Genossen zu Hülfe eilenden Würgern ungetraut verwundet, ja erschlagen werden. So heißt es im Augsburger Stadtrecht von 1270: „ist das ein gast einen bürger verhöhen will hier in der Stadt, an welchem orte dies sei, wer dies sieht und hört, soll zulaufen und soll dem bürger helfen, und was derselbe tut mit seiner hülfe, todschlag oder wunden, deswegen sollen sie keine rechenenschaft schuldig sein, weder dem vogte noch sonst jemand.“ In Luzern wurde nach dem Stadtrechte von 1488 jeder Fremde, der einen Bürger getödtet, unweigerlich hingerichtet, auch dann, wenn der Fremde angegriffen worden und in Nothwehr gehandelt. Selbst wenn der Fremde schon Schutzhöriger der Stadt geworden, unterlag er noch dieser Bestimmung.

Auch sonst stand der Fremde in jeder Beziehung unter Ausnahmesegeßen. Niemand durfte ihn nach Sonnenuntergang aufnehmen und ihn länger als drei Nächte beherbergen. — Der Aufnehmende haßte dabei für den Gast in zivilrechtlicher wie strafrechtlicher Beziehung. Verließ ein Reisender oder Fremder den gebahnten Weg oder die Heerstraße, ohne zu schreiben oder auf dem Horn zu blasen, so sollte er, z. B. in England, wie ein Dieb betrachtet und jederzeit ungetraut erschlagen werden.

Noch schlimmer lag die Sache, wenn der Fremde nicht Mitglied einer Familie, einer Hof-, Markt- oder Stadtgenossenschaft war und daher nicht von einem Hof-, Schulz- oder Leihherrscher vertreten wurde. Ein solcher außerhalb jeder algermanischen oder mittelalterlichen Rechtsordnung Stehender zählte damit zu den „Wildfängen“, d. h. den wild und herrenlos umherziehenden Leuten, die man aus diesem Grunde in Westfalen auch „biesterfreie“, d. h. arge oder böse Freie nannte. Zu ihnen rechneten auch die landlosen Freien und diejenigen Freien, die sich von ihrem Eigentum losgesagt hatten. Als Wildfänge waren sie in älterer Zeit in jeder Beziehung schutzlos und rechtlos, frei wie der Vogel in der Luft oder der Wolf im Walde durfte sie jedermann töten oder als Sklaven verkaufen. Für sie gab es keinen Richter, vor dem sie klagen oder belangt werden konnten.

Als Kaiser Karl der Große später in Anlehnung an die autokratische römische Kaiserthumsidee ein Oberhaupt an allem Grund und Boden für sich in Anspruch nahm, mußte sich diese Anschauung ganz von selbst auch auf die Personen übertragen, zumal auf die Wildfänge. Da diese zunächst keinen anderen Herrn hatten, reklamierte sie der Kaiser für sich als Privateigentum, wie er denn auch deren eventuelles Eigentum und Nachlaß für sich beanspruchte. Als kaiserliches Eigentum durften daher Fremde und Wildfänge von jener Zeit an nicht mehr erschlagen, beraubt oder verkauft werden, sondern die kaiserlichen Bände sollten sie schützen.

Wie so viele andere kaiserliche Regale kam auch das Regal der Wildfänge mit der Zeit in die Hände der einzelnen Territorialfürsten. Kam in ein solches wildfangberechtigtes Gebiet ein Fremder, der nicht nachweisbar willfrei war oder irgend einen Herrn hatte, so wurde dieser nach Jahr und Tag von dem Territorialherrscher ohne weiteres in Eigentum und Besitz genommen. „Die Lust hatte ihn eigen gemacht.“

Da, wo das Wildfangsrecht nicht Regal war und Lust nicht eigen machte, konnte sich der Wildfang oder Fremde bei Niederlassung oder Heirat seinen Herrn, den er allerdings unbedingt haben mußte, frei wählen. In der Pfalz am Rhein, im Stift Straßburg usw. ließ man den Wildfang zunächst Jahr und Tag ruhig sitzen. Inzwischen konnte er sich einen beliebigen Schutzherrn suchen: „item wäre, daß auch ein mann läme, der keinen verfolgenden herrn hätte, der mag Jahr und Tag da sein und sich frei bewegen, bis er sich bedenkt, welchen herrn er dienen wolle.“ (Grimm Weist.) Während dieser Zeit wurde er weder zu Lasten, noch zu Steuern und Fronen herangezogen. Hatte sich der Wildfang für einen Herrn entschieden, so wurde er entweder an einem Hofstage durch seine persönliche Erklärung, Hofrecht von Oethmarfen:

„und dann sind sie schuldig, am Bonifaciusstage in den Hof von Oethmarfen zu kommen, um dort ihre „Echte“ (Aufnahme) zu bekennen“, oder überhaupt mittelst Einschreibens in die Hofrolle feierlich aufgenommen. Urkunden des Stiftes Bieden: „und er (der Fremde) giebt sich darum in die Echte, weil er und seine Kinder dem Herrn des Landes nicht eigen gewesen.“

Ganz ohne indirekten Zwang und Druck war auch in den Gebieten, wo die Lust nicht eigen machte, die Wahl des neuen Herrn für den Fremden oder Wildfang nicht; „will ein fremder Mann in dem Gericht bleiben, so soll er keinen Herrn nehmen, denn denjenigen, der herr zu Kirchzarten ist“, spricht hierüber sehr deutlich das Wachsstum von Kirchzarten.

Nach Verlaufe von Jahr und Tag machten aber auch jene Territorien ohne Wildfangsrecht äußerlich wenig Umstände mit einem solchen. Bis dahin hatte man sich geduldet, um den Wildfang durch Zugreifen oder Härte nicht zu verschrecken oder zu vertreiben, jetzt tat man sich aber keinen Zwang mehr an, sondern fing sich den Wildfang einfach mit Gewalt ein. In der Rheinpfalz kam zu diesem Zwecke der Wülfel oder des Centgrafens Knecht und nahm ihn mit den Worten: „ich nehme euch im Namen meiner gnädigsten Herrschaft zum Wildfang“ förmlich für diese in Besitz. Für das Vergnügen dieses Einfangens mußte der Wildfang dem Wülfel auch noch einen Gulden, „den Jahregulden“ entrichten.

Das Wildfangsrecht gab in seiner Folge Anlaß zu den erbittertesten Streitigkeiten und Kämpfen. Niemand wollte sich das Hinübergreifen des Wildfangsberechtigten auf das eigene Gebiet gefallen lassen. Um so weniger, als ja auch alle unehelich Geborenen, die Bastarde, zu den Wildfängen gerechnet wurden, die auch im sogenannten keltischen Mittelalter einen recht annehmbaren Prozentsatz der Bevölkerung ausmachten. Bekannt sind die jahrhundertelangen Streitigkeiten, welche die Churpfalz wegen des Wildfangsrechtes mit den Bistümern Worms, Speyer, mit Lothringen usw. führte, und die 1087 zu Heilbronn vorübergehend geschlichtet wurden. Die Churpfalz verriet sich bei den damaligen Verhandlungen auf ihre alten kaiserlichen Regalberechtigungen. Sie behauptete, „daß von den Keisern das recht der wildfänge und leibeigenen expresse reserviert und Pfalz überlassen worden, damit Fremde sowohl als Eingewessene in desto besseren Schutz und die Herrschaften in desto mehrerer Reichsdevotion erhalten werden möchten.“

Lebertran. Es wird wohl sehr selten eine kinderreiche proletarische Familie geben, in der nicht der Lebertran als ständiges Haus- und Arzneimittel zu finden ist. Seine Anwendung ist deshalb eine so vielseitige, weil er hauptsächlich gegen Störungen im kindlichen Organismus angewendet wird, die aus mangelhafter, ungeschmackhafter Ernährung, erblicher Anlage oder Unfähigkeit der Mutter zum Stillen hervorgehen. Skrofeln und englische Krankheit sind die hauptsächlichsten krankhaften Zustände, die die Anwendung des Lebertranes dienlich erscheinen lassen. Seine günstige Wirkung beruht auf der leichten Emulgierbarkeit, d. h. auf seiner Fähigkeit, von den inneren Organen des Körpers leicht aufgenommen und in die Säftebahn übergeführt zu werden; gleichfalls wird seinem, wenn auch nur geringen Jodgehalt, eine Erneuerung und Verbesserung der Säfte und des Blutes zugeschrieben, abgesehen von dem Nährwert, der jedem Fett zukommt. Jod findet sich im Meerwasser und gelangt durch dieses in die Organe der darin lebenden Tiere. Der Geschmack des Lebertranes ist entsprechend seiner Herkunft von Fischen auch ein fischartiger und daher kein besonders angenehmer. Er wird von den Kindern denn auch anfangs ungern genommen, doch bedarf es meist keiner langen Zeit, bis sie sich daran gewöhnen. In sehr vielen Fällen wird der anfängliche Widerwille so sehr überwunden, daß das Medikament sogar verlangt und mit Appetit genossen wird; in diesen Fällen erfüllt es dann auch am besten seinen Zweck. Die Gewinnung des Lebertranes erfolgt aus den Lebern von Kabeljau- und Dorscharten, Fischen, die den atlantischen Ozean bewohnen und neuerdings auch von Schellfischen, die die Nordsee bevölkern und zur Laichzeit in ungeheuren Bügen an die seichteren Ufergewässer ziehen, um dort den Laich abzusetzen. Die Lebern der gefangenen Fische wurden früher in großen Fässern der Sonnenwärme ausgesetzt. Während dieser Zubereitung sammelt sich über den Lebern freiwillig austretendes Öl, das als bester, sogenannter heller, blanker Tran gilt, dann preßt man die Lebern aus, wodurch auch noch ein blanker, ziemlich heller Tran erzielt wird. Schließlich werden die Lebern auch noch mit Wasser ausgekocht und das Fett abgeschöpft. Diese dritte Sorte Lebertran ist nach dem Klären dunkelbraun, ziemlich dickflüssig und von widerlichem Geruch und Geschmack, da die Lebern schließlich in eine Art von Gärung übergehen.

dieser Tran findet hauptsächlich in der Gerberei bei der Zurichtung von Leder Anwendung.

Heute wird die Tranerzeugung von großen Gesellschaften rationeller betrieben. Die Lebern werden gleich auf hoher See auf den Fangdampfern ausgenommen und auf dem Lande frisch verarbeitet, ohne daß sie wie früher lange lagern müssen. Es wird jetzt allgemein Dampfwärme zum Auslassen des Oeles angewandt, indem die frischen, zerschnittenen Lebern mit Wasser sauber gewaschen und bei 60 Grad Wärme im Dampffessel ausgeschmolzen werden. Aus dieser Methode leitet sich die Bezeichnung Dampflebertran her. Dieser Tran ist sehr hell und von mildem, nur schwach fischartigem Geruch und Geschmack. Zudem ist die Ausbeute eine ergiebigere und schnellere. Guter Lebertran muß völlig klar und blank, von mildem Geschmack und nicht ranzig sein. Da selbst guter Tran eine große Neigung besitzt, schnell ranzig und dadurch widerlich schmeckend zu werden, ist die Hauptkonsumzeit auch immer die kühlere Jahreszeit, denn Wärme fördert bekanntlich das Ranzigwerden. Wenn man bedenkt, daß 1 Million Fische ungefähr 1000 Tonnen heller Tran liefern und jährlich 80 000 Tonnen erzeugt werden, erhält man einen Begriff von dem ungeheuren Reichtum des Meeres an Lebertran liefernden Fischen.

Hauptstapelplatz von Tran ist für unsere Gegenden die alle norwegische See-, Handels- und Hansestadt Bergen, in deren Nähe die Fische in den zahlreichen Fjorden zur Laichzeit gefangen werden. Die Bezeichnung als Bergener oder Berger Lebertran ist daher auch für die besseren Sorten üblich. Außer diesen Fangplätzen in Norwegen gibt es auch noch solche im nördlichen Nordamerika auf der Halbinsel Labrador und auf Newfoundland; die dort gewonnenen Produkte führen die Bezeichnung Labrador-Tran.

Vor einigen Jahren trat eine unvorhergesehene Knappheit an Tran ein, da die sonst ständig alljährlich wiederkehrenden Fischzüge fast völlig ausblieben. Der Preis der Ware stieg daher ganz bedeutend, so daß man sich nach Ersatzmitteln umsehen und Bedarf zu befriedigen. So kam damals ein Produkt mit dem Namen Jucol in den Handel, das sich aber nicht besonders eingeführt hat. Da ein Lebertranersatz notwendigerweise kleine Mengen von Jod enthalten muß, hat man letzteres aus jodhaltigen Secalgen und Tangen zur Jucolbereitung gezogen. Diese Seepflanzen werden geröstet und mittels Secalöl extrahiert. Das so aus Meeralgeln, Tangen und Jucolarten, daher die Bezeichnung Jucol, gewonnene Produkt, bildet ein olivgrünes, klares, angenehm und schwach nach geröstetem Kaffee schmeckendes Öl, das geringe Mengen von Jod, als Extrakt von den jodhaltigen Algen, enthält. — Ein anderer Lebertranersatz kommt unter dem Namen Lipanin in den Handel; auch dieses hat sich nicht eingebürgert. Ein besonderes von einer Firma in Kristiania hergestelltes Produkt wird dadurch gewonnen, daß das Ausschmelzen der frischen Lebern, das Filtrieren des Oeles, und das Abfüllen in einer Kohlenstoffatmosphäre vorgenommen wird, um jede Einwirkung des Sauerstoffes unserer Luft und dadurch ein Ranzigwerden zu verhindern. Bei Anwendung dieses Verfahrens wird ein von verschiedenen Fettsäuren freier Tran gewonnen, wodurch auch das unangenehme Aufstoßen des gewöhnlichen Tranes vermieden werden soll. — Eine sächsische Firma bringt ferner brausenden Lebertran in den Handel, der durch Behandlung mit Kohlensäure, ähnlich wie bei der Herstellung des Selterwassers, mouffiert, also beim Öffnen der Flasche aufbraust und dadurch bekömmlicher werden soll. In letzter Zeit kommen dann noch verschiedene Fabrikate von sogenannten Lebertran-Emulsionen in den Handel, die alle infolge des Emulsionsverfahrens milchigweiß aussehend, sich mit Milch vermischen lassen und auch für manchen Gaumen unzuträglichen fettigen Charakter nicht so hervortreten lassen. Etwas Ähnliches kann sich jede Hausfrau selbst leicht darstellen, wenn sie einen Teelöffel der bekannten mit wenig Wasser verdünnten kondensierten Milch und einen Eßlöffel Lebertran zusammenrührt oder kräftig durcheinanderschüttelt. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Lebertran vielfach noch medikamentöse Zusätze erhält, so daß wir einen Jod-, Jodeisen-, Eisenlebertran kennen und solchen, der mit Malzextrakt, Natrium-Phosphor verfeßt ist und vielfach ärztlich verschrieben wird.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!